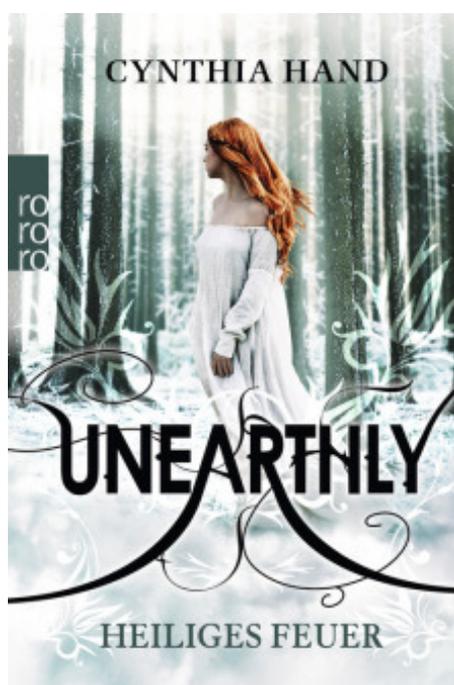


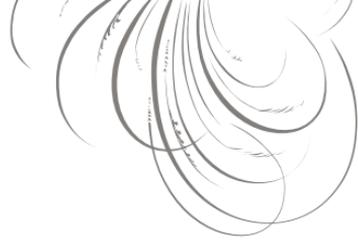
Leseprobe aus:

Cynthia Hand

Unearthly. Heiliges Feuer



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.



Auf der Suche nach Midas

Bluebell ist nicht mehr blau. Der Waldbrand hat Tuckers 1978er Chevrolet-Pick-up in eine Mischung aus Schwarz, Grau und rostigem Orange verwandelt, die Scheiben sind in der Hitze zersprungen, die Reifen fehlen, und innen ist alles eine einzige übelriechende schwärzliche Mixtur aus Metall, geschmolzenem Armaturenbrett und Polstern. Wenn ich den Truck jetzt betrachte, fällt es mir schwer zu glauben, dass ich noch vor ein paar Wochen kaum etwas mehr genossen habe, als bei heruntergelassenem Seitenfenster in diesem alten Auto durch die Gegend zu fahren, meine Hand in den Luftstrom zu halten und verstohlene Blicke auf Tucker zu werfen, einfach nur, weil ich ihn so gern ansah. Hier ist alles passiert, hier auf den zerschissenen, muffigen Sitzen von Bluebell. Hier habe ich mich verliebt.

Und nun haben die Flammen alles zerstört.

Die leuchtenden, lebhaften blauen Augen voller Kummer, starrt Tucker auf das, was von Bluebell noch übrig ist, die eine Hand hat er auf die versengte Kühlerhaube gelegt, als wolle er sich endgültig verabschieden. Ich nehme seine andere Hand. Viel hat er nicht gesagt, seit wir hier sind. Den Nachmittag haben wir damit verbracht, auf der Suche nach Midas, Tuckers Pferd, durch den abgebrannten Teil des Waldes zu marschieren. Irgendwie hatte ich es für keine gute Idee gehalten, hierher zurückzukommen und zu

suchen, aber als Tucker mich bat, ihn herzubringen, habe ich ja gesagt. Ich habe verstanden – er hat Midas geliebt und das nicht nur, weil er ein erstklassiges Rodeo-Pferd war; nein, Tucker war in der Nacht dabei gewesen, als Midas zur Welt kam, hat zugesehen, wie er seine ersten staksigen Schritte machte, hat ihn aufgezogen, ihn trainiert und war mit ihm auf praktisch jedem Wettbewerb in Teton County gewesen. Er will einfach wissen, was mit ihm passiert ist. Er will die Sache zu einem Abschluss bringen.

Das Gefühl kenne ich.

Als wir dann auf einen fast völlig verkohlten Elchkadaver stießen, dachte ich einen schrecklichen Moment lang, es wäre Midas, bis ich das Geweih entdeckte, aber mehr haben wir nicht gefunden.

«Es tut mir so leid, Tucker», sage ich jetzt. Ich weiß, ich hätte Midas nicht retten können, auf keinen Fall hätte ich Tucker und ein voll ausgewachsenes Pferd aus dem brennenden Wald herausfliegen können, trotzdem fühle ich mich schuldig.

Ich spüre, wie er die Hand anspannt. Er dreht sich um und schenkt mir die Andeutung eines Lächelns, und ich sehe seine Grübchen.

«Ach, dir muss nichts leidtun», sagt er. Ich lege ihm die Arme um den Hals, als er mich zu sich heranzieht. «Mir sollte es leidtun. Ich hätte dich heute nicht hierherschleppen sollen. Es ist zu deprimierend. Wir sollten lieber feiern. Schließlich hast du mir das Leben gerettet.» Er lächelt, diesmal richtig, voller Wärme und Liebe und allem, was ich mir nur wünschen kann. Ich ziehe seinen Kopf zu mir herunter, und ich finde jeden nur denkbaren Trost in der Art, wie er mit seinen Lippen mein Gesicht berührt, wie ich sein Herz unter meiner Handfläche schlagen fühle, und ich spüre die Ruhe und die Kraft dieses Jungen, dem mein Herz gehört. Einen Moment lang verliere ich mich in ihm.

Ich habe versagt.

Ich will den Gedanken wegwischen, aber er lässt sich nicht vertreiben. Etwas in mir verzerrt sich. Ein heftiger Windstoß fegt über uns hinweg, und der Regen, der vorher nur ein leichtes Nieseln war, wird allmählich stärker. Volle drei Tage regnet es jetzt schon, seit dem Ende des Waldbrands. Es ist kalt, die Art feuchte Kälte, die mir durch den Mantel dringt. Nebelschwaden wirbeln zwischen den geschwärzten Bäumen.

Lässt mich irgendwie an die Hölle denken.

Zitternd entferne ich mich einen Schritt von Tucker.

Gott, ich brauche wirklich eine Therapie, denke ich.

Ja klar. Als ob ich mir vorstellen könnte, auf einer Couch zu liegen und meine Geschichte einem Psychoheini zu erzählen; davon zu reden, dass meine Mutter ein halber Engel ist, dass jedes Engelblut eine bestimmte Aufgabe auf Erden hat und dass ich an dem Tag, an dem ich meine Aufgabe erfüllen sollte, rein zufällig auf einen gefallenen Engel gestoßen bin. Der mich etwa fünf Minuten lang buchstäblich in die Hölle führte. Der meine Mutter töten wollte. Und den ich mit einer Art magischem himmlischen Leuchten besiegt habe. Und dass ich anschließend davongeflogen bin, um einen Jungen vor einem Waldbrand zu retten, nur dass ich ihn dann doch nicht gerettet habe. Stattdessen habe ich meinen Freund gerettet, aber es hat sich herausgestellt, dass der erste Junge sowieso nicht gerettet werden musste, weil auch er ein Engelblut ist.

Irgendwie habe ich das Gefühl, dass mein erster Besuch beim Therapeuten damit enden würde, dass ich mich in einer Zwangsjacke wiederfinde und mich in meiner neuen Gummizelle häuslich einrichten kann.

«Alles in Ordnung mit dir?», fragt Tucker leise.

Von der Hölle habe ich ihm nichts erzählt. Auch nicht von

dem Schwarzflügel. Denn meine Mutter sagt, wenn man über Schwarzflügel Bescheid weiß, passiert es leichter, dass man ihre Aufmerksamkeit auf sich lenkt; wie auch immer das gehen mag.

So manches habe ich ihm nicht erzählt.

«Mir geht es gut. Ich bin nur . . .» Was? Was bin ich denn? Hoffnungslos verwirrt? Total verkorkst? Auf ewig verdammt?

Ich versuche es mit: «Ich friere nur.»

Er nimmt mich in die Arme, reibt mir mit den Händen den Rücken, versucht, mich zu wärmen. Einen Moment lang sehe ich diesen besorgten, leicht gekränkten Blick, bei ihm immer ein sicheres Zeichen, dass er weiß, ich sage ihm nicht die ganze Wahrheit, also recke ich mich hoch und küsse ihn noch einmal, ganz sanft, auf den Mundwinkel.

«Wir wollen uns nie mehr trennen, ja?», frage ich. «Das könnte ich nicht ertragen.»

Sein Blick wird sanfter. «Abgemacht. Keine Trennungen mehr. Na komm», sagt er, nimmt meine Hand und führt mich an den Rand der versengten Lichtung, wo mein Wagen geparkt ist. Er hält mir die Tür auf, dann läuft er zur Beifahrerseite und steigt ein. Er grinst. «Ach, drauf geschissen, machen wir, dass wir endlich hier rauskommen.»

Ich mag es, wie gewählt er sich beim Fluchen ausdrückt.

Denn von Teufel und Hölle hab ich, verdammt noch mal, die Nase voll.

Es ist ein anderes Mädchen, das am ersten Tag nach den Ferien in dem silberfarbenen Prius auf dem Parkplatz der Jackson Hole Highschool sitzt. Erstens: Dieses Mädchen ist eine Blondine, mit langem, welligem goldenem Haar, darin dezente Andeutungen von Rot. Sie hat das Haar im Nacken zu einem straffen Mozartzopf gebunden, und sie trägt einen grauen Filzhut, von dem sie

hofft, dass er als cool und vintage rüberkommt und die Aufmerksamkeit ein bisschen von ihrem Haar ablenken wird. Sie sieht aus wie von der Sonne geküsst – nicht richtig gebräunt, aber mit einem deutlichen bronzenen Schimmer. Doch nicht das Haar oder die Haut sind es, die ich nicht als meine eigene erkenne, wenn ich in den Rückspiegel schaue. Es sind die Augen. In diesen großen graublauen Augen liegt ein brandneues Wissen um Gut und Böse. Ich sehe älter aus. Klüger. Und ich hoffe, das bin ich auch.

Ich steige aus dem Auto. Der Himmel über mir ist grau. Es regnet immer noch. Es ist immer noch kalt. Ich kann nicht anders, ich mustere die Wolken, suche in meinem Bewusstsein nach einer Spur von Kummer, der bedeuten könnte, dass ein böser Engel in der Nähe ist, auch wenn meine Mutter es für unwahrscheinlich hält, dass sich Samjeeza sofort an unsere Fersen heftet. Ich habe ihn verwundet, und offenbar dauert es bei Schwarzflügeln eine Weile, bis ihre Wunden heilen, was irgendwie mit dem Vergehen von Zeit in der Hölle zu tun hat. Ein Tag sind tausend Jahre, tausend Jahre sind ein Tag oder so in der Art. Ich tue erst gar nicht so, als würde ich das verstehen. Ich bin nur froh, dass ich nicht Hals über Kopf aus Jackson weg und mein ganzes Leben zurücklassen muss. Wenigstens fürs Erste nicht.

Keine Schwingungen böser Engel, und so schaue ich mich in der Hoffnung, Tucker zu entdecken, auf dem Parkplatz um, aber er ist weit und breit nicht zu sehen. Nun habe ich nichts anderes mehr zu tun, als reinzugehen. Ein letztes Mal richte ich den weißen Filzhut und gehe auf den Eingang zu.

Mein zweites Jahr erwartet mich.

«Clara!», höre ich eine vertraute Stimme, ehe ich auch nur drei Schritte gegangen bin. «Warte mal.»

Ich drehe mich um und sehe Christian Prescott aus seinem brandneuen Pick-up-Truck aussteigen. Dieses Modell ist

schwarz, wuchtig, hat silberglänzende Felgen, am Heck die Aufschrift MAXIMUM DUTY. Sein alter Truck, der silberne Avalanche, der in meinen Visionen immer irgendwo am Wegesrand geparkt war, ist auch im Wald in Flammen aufgegangen. Das neulich war definitiv kein guter Tag für Trucks.

Ich warte, bis Christian zu mir rübergejoggt kommt. Allein bei seinem Anblick fühle ich mich seltsam, ich werde nervös, mir ist, als verliere ich mein Gleichgewicht. Das letzte Mal habe ich ihn vor fünf Tagen gesehen, an dem Abend, als wir auf meiner Veranda standen, beide vom Regen durchnässt und rußverschmiert, und wir beide den Mut aufbringen wollten reinzugehen. Wir hatten so viel Verrücktes zu klären, aber irgendwie haben wir es nicht geschafft; und das war, wie ich gestehen muss, nicht Christians Schuld. Er hat mehrmals angerufen, ziemlich oft sogar in diesen ersten paar Tagen. Aber wenn ich seinen Namen im Display meines Telefons sah, war ich irgendwie gelähmt, in einer Art Schockstarre, wie ein Reh nachts auf der Landstraße im Autoscheinwerferlicht. Deshalb bin ich nicht rangegangen. Als ich mich dann doch endlich dazu durchgerungen habe, wussten wir beide nicht, was wir sagen sollten. Was am Ende herauskam, war: «Ich musste dich also doch nicht retten.» «Nee. Und ich dich auch nicht.» Und wir haben verlegen gelacht, als wenn das mit dieser besonderen Aufgabe nur ein einziger Riesenwitz gewesen wäre. Und dann haben wir beide geschwiegen, denn was hätten wir schon sagen können? Tut mir leid, ich hab's vermässelt? Scheint, ich hab deine himmlische Aufgabe verkorkst? Echt klasse.

«Hallo», sagt er jetzt und ist ein wenig außer Atem.

«Hallo.»

«Schöner Hut», sagt er, doch sein Blick wandert sofort zu meinem Haar, als bestätige ihm der Anblick meiner richtigen Haarfarbe jedes Mal, dass ich das Mädchen aus seinen Visionen bin.

«Danke», bringe ich heraus. «Ich bin heute inkognito hier.»

Er runzelt die Stirn. «Inkognito?»

«Du weißt schon. Die Haare.»

«Aha.» Er hebt die Hand, will anscheinend die widerspenstige Haarsträhne berühren, die sich schon aus meinem Mozartopf gelöst hat, stattdessen ballt er jedoch die Hand zur Faust und lässt sie sinken. «Wieso färbst du die Haare nicht einfach wieder?»

«Hab ich versucht.» Ich mache einen Schritt zurück und schiebe mir die vorwitzige Strähne hinters Ohr. «Sie nehmen die Farbe nicht mehr an. Frag mich nicht, wieso.»

«Seltsam», sagt er und verzieht die Mundwinkel zur Andeutung eines Lächelns, das mein Herz im vergangenen Jahr noch wie Butter hätte schmelzen lassen. Er ist heiß. Er weiß, dass er heiß ist. Ich kann den Blick nicht von ihm wenden. Er weiß, dass ich den Blick nicht von ihm wenden kann, und trotzdem steht er da und lächelt einfach bloß. Das macht mich wütend. Ich gebe mir alle Mühe, nicht an den Traum zu denken, der mich die ganze Woche schon verfolgt, will nicht daran denken, dass Christian in diesem Traum das Einzige ist, was mir hilft, nicht total den Verstand zu verlieren. Will nicht an die Worte *Wir gehören zusammen* denken, diese Worte, die mir in meiner Vision immer und immer wieder in den Sinn kamen.

Ich will nicht zu Christian Prescott gehören.

Das Lächeln verblasst, sein Blick wird wieder ernst. Er sieht aus, als wolle er etwas sagen.

«Na dann, bis später mal», verabschiede ich mich, vielleicht ein bisschen zu fröhlich, und gehe aufs Gebäude zu.

«Clara . . .» Er kommt hinter mir her. «Warte doch. Ich hab gedacht, wir könnten uns vielleicht beim Mittagessen zusammensetzen, ja?»

Ich bleibe stehen und starre ihn an.

«Oder auch nicht», sagt er, und dann macht er etwas, das für ihn typisch ist, nämlich lachen und gleichzeitig ausatmen. Mein Herzschlag legt an Tempo zu. Ich bin nicht mehr an Christian interessiert, aber die Botschaft scheint in meinem Herzen noch nicht angekommen zu sein. Mist. Mist. Mist.

Manches ändert sich. Manches nicht, schätze ich.

Allen fällt mein Haar auf. Natürlich. Aber ich hatte gehofft, dieses Auffallen würde ruhig vor sich gehen, leises Geraune, ein paar Tage einiges an Gerüchten, dann hätte es sich erledigt. Aber kaum bin ich zwei Minuten in der ersten Stunde, wir haben Französisch, als die Lehrerin verlangt, dass ich den Hut abnehme, und dann schlägt es ein wie eine Atombombe. «So hübsch, so hübsch», wiederholt Miss Colbert ständig und ist nur einen Hauch davon entfernt, zu mir rüberzukommen und mir über den Kopf zu streichen. Ich bleibe bei der Geschichte, die ich mir vor ein paar Tagen mit meiner Mutter zusammen ausgedacht habe, nämlich dass sie im Sommer in Kalifornien eine unglaubliche Farbkünstlerin gefunden und ihr eine astronomische Summe gezahlt hat, damit sie meinen Albtraum aus Orange in ein atemberaubendes Rotblond verwandelt. Das alles in gebrochenem Highschool-Französisch zu erklären, obwohl ich die Sprache doch fließend beherrsche, ist an diesem Vormittag der ganz besondere Spaß. Es ist noch nicht mal neun Uhr, und ich würde am liebsten schon wieder nach Hause gehen. Als Nächstes gehe ich in den Leistungskurs Analysis, die Schulglocke ertönt, und das ganze Drama fängt von vorn an. *Deine Haare, deine Haare, so hübsch*. Und dann noch einmal, in Kunst in der dritten Stunde, als ob sie alle am liebsten mich und mein atemberaubendes Haar zeichnen würden.

Und die vierte Stunde, Leistungskurs Staatsbürgerkunde, ist noch schlimmer. Christian ist da.

«Noch mal hallo», sagt er, als ich in der Tür stehe und ihn anstaune.

Allzu überrascht sollte ich wohl nicht sein. An der Jackson Hole High gibt es nur etwa sechshundert Schüler, also ist die Möglichkeit groß, dass wir den einen oder anderen Kurs gemeinsam haben. Auch Tucker sollte eigentlich in diesem Kurs sein, soweit ich gesehen hatte.

Wo zum ... *Teufel* ist Tucker denn nur heute Morgen? Da fällt mir auf, dass ich auch Wendy noch nicht gesehen habe.

«Willst du reinkommen?», fragt Christian.

Ich lasse mich auf den Platz neben ihm sinken und wühle in meiner Tasche nach meinem Notizblock und einem Kugelschreiber. Ich hole tief Luft und atme langsam wieder aus, drehe den Kopf von der einen Seite zur anderen, weil ich die Spannung im Nacken etwas lockern will.

«Anstrengender Tag heute?», fragt er.

«Du hast ja keine Ahnung.»

Genau in dem Moment stürmt Tucker rein.

«Den ganzen Tag hab ich schon nach dir gesucht», sage ich, als er sich auf den freien Platz auf der anderen Seite neben mich setzt.

«Bist du gerade erst in die Schule gekommen?»

«Ja. Probleme mit dem Wagen», antwortet er. «Wir haben zu Hause so eine alte Karre, mit der wir nur auf der Ranch herumfahren, und die wollte heute Morgen nicht anspringen. Du hast ja schon meinen Truck für einen Schrotthaufen gehalten, da bin ich mal gespannt, was du über diese Karre sagst.»

«Ich habe Bluebell überhaupt nicht für Schrott gehalten», protestiere ich.

Er räuspert sich, lächelt dann. «Wie findest du das? Wir sind in einem Kurs zusammen, du und ich, und dieses Jahr musste ich nicht mal jemanden bestechen.»

Ich lache. «Du hast letztes Jahr jemanden bestochen?»

«Nicht so wortwörtlich», gibt Tucker zu. «Ich habe Mrs Lowell, die Dame im Büro, die für die Einteilung in die Kurse zuständig ist, richtig lieb gebeten, ob sie mir nicht noch einen Platz in Englische Geschichte beschaffen kann. Und das quasi in letzter Minute, also, genauer gesagt, in den letzten zehn Minuten vor Kursbeginn. Ich bin mit ihrer Tochter befreundet, das hat geholfen.»

«Aber wieso ...?»

Er lacht. «Du bist richtig süß, wenn du auf der Leitung stehst.»

«Wegen mir? Nie im Leben. Du hast mich gehasst. Ich war doch die Großstadt-Tussi aus Kalifornien, die deinen Truck beleidigt hat.»

Er grinst. Verblüfft schüttele ich den Kopf.

«Du bist verrückt, weißt du das.»

«Auweia, und ich dachte, ich bin ganz lieb und romantisch und so was.»

«Ja klar. Du bist also mit Mrs Lowells Tochter befreundet. Wie heißt sie?», frage ich in gespielter Eifersucht.

«Allison. Ein nettes Mädchen. Sie war eine von denen, die ich letztes Jahr zum Abschlussball begleitet habe.»

«Hübsch?»

«Na ja, sie hat rotes Haar. Ich stehe irgendwie auf rotes Haar», sagt er. Ich knuffe ihn leicht in den Arm. «He. Ich stehe auch auf taffe Mädchen.»

Wieder muss ich lachen. Da steigt in mir eine Welle von Enttäuschung auf, so heftig, dass sie mir sofort das Lächeln aus dem Gesicht wischt.

Christian.

So was passiert mir in letzter Zeit immer wieder. Manchmal, und zwar meist, wenn ich am allerwenigsten damit rechne, ist es so, als hätte ich plötzlich Zugang zu den Köpfen anderer Leute.

Wie jetzt, zum Beispiel; ich nehme Christians Gegenwart an meiner anderen Seite so deutlich wahr, dass es mir vorkommt, als bohrte er mit den Blicken Löcher in mich. Ich empfangen nicht wirklich Worte, sondern eher das, was er fühlt – ihm fällt auf, wie natürlich es für mich ist, dieses amüsante Gespräch mit Tucker zu führen. Er wünscht, ich würde mit ihm so herumblödeln, wir könnten endlich miteinander reden, eine Verbindung zwischen uns herstellen. Er will mich auch so zum Lachen bringen.

Das alles zu wissen ist übrigens echt scheiße. Meine Mutter nennt es Empathie, ein besonderes Einfühlungsvermögen; sie sagt, es ist eine seltene Gabe unter uns Wesen mit Engelblut. Seltene Gabe, dass ich nicht lache. Ich wüsste gern, ob man das umtauschen kann.

Tucker schaut über meine Schulter und scheint Christian jetzt erst zu bemerken.

«Wie geht's, wie steht's, Chris? Schöne Sommerferien gehabt?», fragt er.

«Ja, fantastisch», antwortet Christian, und plötzlich zieht sich sein Bewusstsein aus meinem zurück und ebbt ab zu erzwungener Gleichgültigkeit. «Und wie ist es bei dir?»

Sie starren einander an, mit einem dieser von Testosteron aufgeheizten Blicken. «Alles bestens», sagt Tucker. In seiner Stimme ein herausfordernder Unterton. «Ich hatte den fantastischsten Sommer meines Lebens.»

Ob es wohl zu spät ist, mich aus diesem Kurs wieder abzumelden?

«Tja, aber da gibt es dieses kleine Problem beim Sommer, stimmt's?», meint Christian nach einer Weile. «Irgendwann ist er vorbei.»

Ich bin richtig erleichtert, als die Stunde um ist. Aber jetzt stehe ich an der Tür zur Cafeteria und überlege, was ich über Mittag machen soll.

Variante A: das Übliche. Der Tisch der Unsichtbaren. Wendy. Mädchengeplauder. Vielleicht ein etwas peinliches Gespräch darüber, dass ich jetzt mit ihrem Zwillingbruder gehe, und vielleicht fragt sie mich dann auch noch, was genau am Tag des Brands im Wald eigentlich passiert ist, und ich werde dann nicht wissen, was ich antworten soll. Trotzdem, sie ist eine meiner besten Freundinnen, und ich will ihr nicht mehr aus dem Weg gehen.

Variante B: Angela. Angela isst gern allein, und meist lassen ihr die Leute dafür auch genügend Raum. Wenn ich mich zu ihr setze, lassen sie vielleicht auch mir diesen Raum. Aber dann müsste ich Angelas Fragen beantworten und mir ihre Theorien anhören, mit denen sie mich in den vergangenen Tagen ziemlich gestresst hat.

Variante C (im Grunde keine richtige Variante): Christian. Der lässig in der Ecke steht, mich absichtlich ignoriert. Der nichts erwartet, mich nicht unter Druck setzt, aber da ist. Der will, dass ich weiß, dass er da ist. Und der voller Hoffnung ist.

Aber das kommt auf gar keinen Fall in Frage.

Dann wird mir die Entscheidung quasi aus der Hand genommen. Angela schaut auf. Sie dreht den Kopf und deutet auf den leeren Platz neben sich. Als ich nicht gleich angelaufen komme, formt sie mit den Lippen die Worte: «Komm schon her.»

Total der Boss.

Ich gehe rüber in ihre Ecke und lasse mich auf den Stuhl neben ihr sinken. Sie liest in einem kleinen, staubigen Buch. Nun klappt sie es zu und schiebt es mir über den Tisch hin.

«Da, guck dir das an», sagt sie.